

袖
珍
漢
學

minima sinica

Zeitschrift zum chinesischen Geist

31 (2019)

herausgegeben von
Dorothee Schaab-Hanke und Li Xuetao

OSTASIEN Verlag

minima sinica

Zeitschrift zum chinesischen Geist

31 (2019)

Herausgegeben von
Dorothee Schaab-Hanke und Li Xuetao

OSTASIEN Verlag

minima sinica: Zeitschrift zum chinesischen Geist

Begründet von Wolfgang Kubin

Herausgeber:

Dorothee Schaab-Hanke und Li Xuetao

Herausgeberbeirat:

Ralph KAUZ (Universität Bonn)

William NIENHAUSER (University of Wisconsin, Madison)

Hans VAN ESS (Ludwig-Maximilians-Universität München)

Wir bedanken uns bei der Beijing Foreign Studies University für die Förderung der Redaktion und des Druckes dieser Zeitschrift im Rahmen des „Multilingual Periodical Project“.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation

in der Deutschen Nationalbibliographie;

detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über

<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0936-5419

© 2020. OSTASIEN Verlag

www.ostasien-verlag.de

Anschrift der Redaktion:

OSTASIEN Verlag, Wohlbacher Straße 4, 96269 Großheirath, OT Gossenberg

Tel. 09569/188057, Fax: 03222-1360347, email: dshaab-hanke@t-online.de

Redaktion und Satz:

Martin HANKE und Dorothee SCHAAB-HANKE

Umschlaggestaltung: Martin HANKE

Titelkalligraphie: ZHANG Zhen, Kanton

Herstellung: Rosch-Buch, Scheßlitz

minima sinica

Jahrgang 31

2019

Inhalt

Geleitwort der Herausgeber VII

Nachrufe

Zu Lebzeiten die Dinge durchdringen: Erinnerungen an Rolf Trauzettel 1
(*LI Xuetao*, üs. von *Marc HERMANN*)

Die Sage vom Rollator: Rolf Trauzettel (1930–2019) in Memoriam 23
(*Wolfgang KUBIN*)

Krebs in Zeiten des Rechners: Rudolf G. Wagner (1941–2019) 24
in Memoriam (*Wolfgang KUBIN*)

Der Dritte im Bunde: Zur poetischen Erinnerung an Roman Malek 25
(1951–2019) (*Wolfgang KUBIN*)

Das letzte Mal in Jerusalem: Irene Eber (1930–2019) in Memoriam 26
(*Wolfgang KUBIN*)

Dossier: Axial Age and China

Alfons LABISCH 29

Axial Age: Philosophy, Sociology and Historiography – Methodological
Requirements of Theoretically Grounded Historical Research

David BARTOSCH 45

Karl Jaspers' *philosophischer Glaube* (Philosophical Belief)
and Wang Yangming's *zixin* 自信 (Self-Believing)

Mario WENNING 65

From the First to the Second Axial Age

LI Jianjun 81

History and Supra-history:
Reflections on Karl Jaspers' Theory of the Axial Period

<i>Eric S. NELSON</i>	91
Karl Jaspers on Confucius and the Task of Intercultural Philosophy	
<i>Cord EBERSPÄCHER</i>	101
No "Auspicious Incident" in China: The Multiplicity of Modernity in the 19th Century World	
Weitere Artikel	
<i>Roderich PTAK</i>	111
Nissologica Sinica: Zum Umgang mit der Geschichte küstennaher Inseln vor Zhejiang, Fujian und Guangdong (ca. Song bis Ming)	
<i>Hartmut WALRAVENS</i>	145
Chinesische Werke im Linden Museum, Stuttgart	
<i>Hartmut WALRAVENS</i>	149
William Harrison Hudspeth (1887–1976) and His Correspondence with D. C. Graham	
<i>LI Xuetao</i>	169
Die Idee des „atheistischen“ Humanismus bei Erich Fromm	
<i>LI Xuetao</i>	189
Anteil fremder Kulturen am Aufbau des neuen China	
<i>Peter KUPFER</i>	207
Fidel Castro und seine drei chinesischen Generäle	
<i>Goat Koei LANG-TAN</i>	223
Vom „Erleben der Musik“ in Zuo Si (ca. 250–305) „Eremitengedicht“, im Vergleich mit Goethes „Mignon-Ballade“	
<i>CAO Juan</i>	259
Übersetzungsstrategie vs. <i>fanyi celüe</i> 翻译策略	
<i>Kathrin BODE</i>	283
Feng Jikai: Wahrung der Kultur und <i>Sushi qiren</i> (Wundersame Geschichten wundersamer Menschen)	
<i>Heiko LÜBBEN</i>	299
Werkstattbericht zur Übersetzung von „Dinner zu sechst“	
<i>TIE Ning (au.), Ylva MONSCHEIN (üs.)</i>	321
„Andrejs Abend“	

Rezensionen

Gerd Kaminski. <i>Das Spiel von Wolken und Regen: Erotik im alten China</i> (Wolfgang KUBIN)	237
Li Shuhong 李述鸿 [Hg. und Ill.]. <i>Der chinesische Zauberhut: Philosophische Fabeln aus dem alten China</i> / 魔袋: 中国寓言故事新绘. Deutsch / Chinesisch, übersetzt von Martin Krott (Wolfgang KUBIN)	239
Manfred W. Frühauf. <i>Neunzehn Alte Gedichte</i> (<i>Gushi Shijiu Shou</i> 古诗十九首) <i>aus der Han-Zeit</i> (Wolfgang KUBIN)	240
Anthony B. Chan. <i>Li Ka-shing. Hong Kong's Elusive Billionaire</i> (Wolfgang KUBIN)	242
Heinrich Detering und Yuan Tan. <i>Goethe und die chinesischen Fräulein</i> (Wolfgang KUBIN)	244
Ha Jin. <i>The Banished Immortal: A Life of Li Bai</i> (Wolfgang KUBIN)	245
<i>Windgeflüster: Chinesische Gedichte über die Vergänglichkeit</i> , übertragen von Thomas O. Höllmann (Wolfgang KUBIN)	247
<i>Unzertrennlich, sorglos und verrückt: Chinesische Gedichte über die Freundschaft.</i> Chinesisch Deutsch, ausgewählt und übertragen von Thomas O. Höllmann (Wolfgang KUBIN)	
<i>Blicke auf Berge: Chinesische Berglandschaften in Holzschnitten aus dem 17. Jahrhundert,</i> mit erläuternden Bemerkungen von Hans Stumpfheldt (Wolfgang KUBIN)	249
Zhang Zao. <i>Briefe aus der Zeit: Gedichte.</i> Chinesisch und deutsch, aus dem Chinesischen und mit einem Nachwort versehen von Wolfgang Kubin (Wulf NOLL)	251
Ouyang Jianghe. <i>Der Doppelphönix 鳳凰: Ein Langgedicht sowie andere längere Poeme,</i> Gedichte in chinesischer Schrift und deutscher Übersetzung, aus dem Chinesischen mit einer Nachbemerkung von Wolfgang Kubin (Wulf NOLL)	255

Rezensionen

Gerd Kaminski. Das Spiel von Wolken und Regen: Erotik im alten China. Schiedlberg: Bacopa, 2018. 312 S., mit zahlreichen Farbbildungen. ISBN 978-3-903071-39-1

Eigentlich kein zeitlich aufwendiges Thema, diese Besprechung, so dachte ich. War ich nicht mit dem Gegenstand seit mehr als vierzig Jahren vertraut? An der FU Berlin begann mein Interesse an der Geschichte von Mann und Frau Ende der 70er Jahre. Ich lehrte, forschte, schrieb. Doch es sollte anders kommen. Plötzlich las ich jede Zeile statt wie üblich raffend Abschnitt nach Abschnitt, Seite auf Seite. Doch warum? Es war nicht das Prickelnde von Bild und Wort, sondern die Belesenheit des Verfassers, der die reiche chinesisch- und englischsprachige Sekundärliteratur der letzten Jahrzehnte verarbeitet hat. So bekam der Gegenstand eine soziale Komponente: die Frau als käufliches, verkäufliches Handelsding; wohlgemerkt die eigenen Frauenzimmer wurden zur Ware, selbst im Falle uns liebgewordener Literaten wie Bai Juyi! (772–846). Vgl. S. 83.

Gleichwohl haben wir aufzumerken: Einseitige Zuweisungen verbieten sich. Wir dürfen nämlich nach der Lektüre nicht weiter meinen, China sei eines, und somit sei die Stellung der Frau zu jeder Zeit dieselbe gewesen. Wir sind durch die mandschurische Qing-Dynastie (1644–1911) verleitet, die prüde Reglementierung von Männlein und Weiblein (S. 256ff) zu verallgemeinern, und das war im Feminismus der 1980er Jahre der Fall, dem ich damals gleichfalls anhing.

Eine jede chinesische Dynastie ist anders, bestimmt somit die mögliche Freiheit wie mögliche Unfreiheit des Menschen neu. Vgl. die Malerin Xue Susu (16./17. Jh.), S. 86-89, oder die Dichterin Yu Xuanji (9. Jh.), S. 70ff! In der neuen Sicht liegt für mich der eigentliche Wert des frischen Werkes unseres unermüdlichen Wiener Kollegen, der über die Jahre wertvolle, weil seltene Dokumente gesammelt und in einem riesigen Archiv gehortet hat. Sein vermutliches Schatzhaus wird hoffentlich einmal in den musealen Allgemeinbesitz übergehen.

Die wohlbelegte Studie zeichnet den oftmals freien Verkehr (S. 81) der Geschlechter von der Antike bis in die Neuzeit nach, der nicht selten auf eine Gleichheit hinauszulaufen scheint. Dazu gehört auch die offene Begegnung von Mann und Mann, von Frau zu Frau, so dass der

aus Wien stammende Sinologe Friedrich A. Bischoff (1928–2009) nachträglich mit seinen einst viel belächelten sexuellen Deutungen der chinesischen Geistesgeschichte (S. 156 f) an der Universität Hamburg (1982–1993) Recht bekommen mag. Das vielfach angesprochene Binom *meiren* 美人 (S. 152f), meist mit „die Schöne“ übersetzt, kann sich durchaus auf einen Jüngling (der Schöne) in den Armen bisexueller Kaiser (S. 154) bezogen haben!

Natürlich treffen wir bis auf die Momente einer tiefsten Spiritualität (S. 51, 53, 146: letzte Erleuchtung dank Partner/in) nicht die Innerlichkeit an, welche wir seit der (deutschen) Romantik oder verzo-gen durch den Film aus Hollywood gewohnt sind. Es geht meist natürlich zu: Medizinische Aspekte (Gesundheit: S. 7) und Ahnenkult (Nachkommenschaft) gaben zunächst den Ausschlag, aber im Laufe der Zeiten konnten ebenso Lust und Vergnügen Paare zueinander finden lassen. Da spielte der philosophische Gedanke des „Gefühls“ (*qing* 情, S. 82) seit der Ming-Dynastie (1368–1644) eine wesentliche Rolle.

In aller Freundschaft gesagt: Man hätte dem opulent aufgemachten Band eine kundige Hand zur Durchsicht gewünscht. Unnötige Druckfehler (80, 104, 106) und fehlerhafte Umschriften (S. 135f, 288f) wären leicht vermeidbar gewesen. Für die Laienschaft gehen alte (Wade-Giles) und neue Lautwiedergabe (Hanyu Pinyin) mitunter durcheinander: Dass Li Yu (9. Jh.) und Li Yü (S. 113f) ein und derselbe Dichter wie Kaiser ist, ahnt nur die Fachwelt. Buchtitel hätten nicht nur chinesische Zeichen und Übersetzung, sondern auch eine Umschrift verdient, denn zu viele chinesische Wörter haben zu viele unterschiedliche Lesarten.

Ein Index wäre ebenfalls wünschenswert gewesen, denn die Darstellungen sind voller Wissen. Nach der Lektüre würde man gern immer wieder nachschlagen und erneut nachdenken, zum Beispiel über Taxigirls (S. 109) anhand der Zeichnungen des Österreicher Friedrich Schiff (1908–1968): antifeministisch oder nicht? Miss Shanghai (S. 112) kommt schmuck daher. Für mich eine anmutige, witzige und selbstbewusste Gestalt.

Man darf dem Verlag dankbar sein, dass er einem „alten“ Thema der 1960er und -70er Jahre wieder ins Gespräch der Gegenwart verholfen hat. Unter der Hand unseres Wiener Kollegen gewinnt es historische Dimensionen: Die Ausführungen zur Kaiserin Cixi (1835–1908, S. 190ff) oder zu den Eunuchen (S. 19ff) lesen sich wie aus einem Ge-

schichtswerk. Und es ist auch recht so, denn außer traulichem Techtelmechtel haben sich Mann und Frau noch etwas anderes zu sagen. Beispielsweise zum Zusammenhang von Philosophie (Zhu Xi, 1130–1200), Politik (S. 121) und Füßen (S. 113ff).

Wolfgang Kubin
(Bonn und Shantou)

Li Shuhong 李述鸿 (Hg. und Ill.). Der chinesische Zauberhut: Philosophische Fabeln aus dem alten China. Deutsch/ Chinesisch, üs. von Martin Krott/ *Modai: Zhongguo yuyan gushi xinhuì* 魔袋: 中国寓言故事新绘. Schiedlberg: Bacopa 2019. 154 S., mit farbigen Illustrationen. ISBN 978-3-903071-68-1

Darf man Bücher von Freunden besprechen? Ich bin Martin Krott, dem Mitarbeiter vorliegenden Bandes, 1974 in Peking begegnet. Seitdem verbinden uns nicht nur die Berge. Ich habe im China der Kulturrevolution auch René Wagner kennengelernt, der nach seiner Rückkehr zur *Frankfurter Allgemeinen* ging. Er erklärte uns Heimkehrern sehr bald, er könne und wolle für uns nichts tun, also keine Empfehlungen, keine Rezensionen etc.

Ich habe vielleicht bereits 250 Rezensionen für andere, auch Freunde, geschrieben, aber die Beglückten haben so gut wie nie mich rezensiert. Die Rezension ist in der Sinologie gleichsam heimatlos. Ich habe dem abzuhelfen versucht und werde entsprechend von allen Seiten bestürmt.

Was mich am *Chinesischen Zauberhut* interessiert, ist das Folgende: 1. Hier arbeitet ein österreichisch-chinesisches Team zusammen, ein Ehepaar. Die eine schreibt, der andere übersetzt. Zielpublikum dürften Kinder und Jugendliche sein. Die Autorin illustriert ihr Werk humorvoll von eigenen Gnaden. 2. Das Thema: Philosophische Fabeln. 2018 habe ich bei Herder ebenfalls einen Band Fabeln (Han Fei Zi) herausgegeben. Und es ist eben besagter Meister Han (280–233), der hier prominent neben dem daoistischen Denker Zhuang Zi (vielleicht 365–290) vorkommt. 3. Alte Geschichten neu erzählt, so der chinesische Untertitel, geht auf Lu Xun (1881–1936) zurück. Wir erzählen also beim Schreiben immer wieder nur neu?! 4. Die Fabeln enden mit einer Frage an die Leserschaft, die sich so zusammenfassen lässt: Was denkst Du? Was hättest Du getan? Es geht also um Moral. Schreiben also als schöne Moritat?

Die Geschichten, die uns wieder erzählt werden, kennen wir schon, wenn wir mit der chinesischen Antike vertraut sind, aber wir kennen noch nicht die Ausschmückung: Die ursprünglichen Fabeln sind sehr kurz, hier bekommen wir „großes Theater“ serviert, so dass wir neu nachdenken müssen.

Das Buch ist schön und aufwendig gedruckt. Es empfiehlt sich, es geliebten Personen, ob jung oder alt, vorzulesen und es anschließend gemeinsam zu diskutieren!

Wolfgang Kubin

Manfred W. Frühauf. Neunzehn Alte Gedichte aus der Han-Zeit / *Gushi Shijiu Shou* 古诗十九首). Lun Wen 21. Wiesbaden: Harrassowitz 2019. 369 S. ISBN 9 783447 112574

Die Neunzehn Alten Gedichte erfreuen sich in der (deutschsprachigen) Sinologie großer Beliebtheit, sie wurden deshalb vielfach übersetzt. Ihnen fehlt jedoch bislang, von rein philologischen Kommentaren abgesehen, der theoretische und interpretatorische Unterbau.

Spaßeshalber bezeichne ich meine „Kaste“ manchmal als Dino. Dieses Urteil bezieht sich eher auf die Übersetzerschafft und ihren Glauben an eine wortwörtliche Übertragungsmöglichkeit. Damit befinden wir uns wissenschaftlich gesehen im Altertum der Sinologie. Die heutige Übersetzungstheorie ist inzwischen so weit fortgeschritten, dass sich die Zunft der Sinologie überfordert zu fühlen scheint und sie daher erst gar nicht zur Kenntnis nimmt. Folge ist eine Minderheit von Wissenden mit großen Übersetzungen und eine Mehrheit von Unwissenden mit kläglichen Ergebnissen.

Das Gespräch mit den Dino-Sinos habe ich eigentlich aufgegeben, doch im vorliegenden Fall macht es Freude, dieses wieder aufzunehmen, denn der Bochumer Sinologe versteht etwas von seinem Geschäft. Und so gibt er uns erstmal einen Überblick über die Übersetzungstheorie der letzten bald tausend Jahre. Dabei ist so viel bekannt wie unbekannt. Neu war mir sein Prager Gewährsmann Jiří Levý (1926–1967), dessen Werk *Die literarische Übersetzung* (dt. 1969) zur einzigen durchgängigen Grundlage der hier vorgelegten Studie wird. Auch gut, denn er lässt immer wieder vereinzelt wichtige Stimmen, wie etwa den Italiener Umberto Eco (1932–2016), zu Wort kommen.

An wen richtet sich das Buch? Vorerst an die eigene „Klasse“. Und das gilt ebenfalls für die Neuübersetzungen hier! Darin sehe ich ein großes Problem, welches ich allerdings genauso wenig zu lösen in der Lage bin. *Die Neunzehn Gedichte* gehören für mich zur Weltliteratur, also müssten sie eigentlich so aufbereitet werden, dass sie auf ein größeres Publikum rechnen könnten. Das wird leider nicht der Fall sein. Denn die Übertragungen mögen zwar neu sein, aber sie folgen dem alten Muster und kommen nicht an das heran, was Günther Debon (1921–2005) vorgegeben hat, nämlich chinesische Literatur in deutscher Sprache zu kreieren. Wer also nicht über ihn hinausgeht, was allerdings bislang niemandem gelingt, bleibt hinter ihm zurück.

Deswegen stellte sich mir bei der Lektüre die grundlegende Frage: Können und dürfen wir heute noch *so* übersetzen? Ich meine, nein, aber wie denn dann? Nun ist nicht nur der Heidelberger Sinologe vorangegangen, sondern ebenso sind dies in anderen Fällen Günther Eich (1907–1972) oder Ezra Pound (1885–1972). Sie wurden aber in der Sinologie nie zum Muster erklärt, weil man an der vermeintlich möglichen wortwörtlichen Übersetzung festhielt und festhält, ohne zu merken, dass es gar kein einziges wortwörtliches Wort gibt!

Nochmals zur Frage: An wen richtet sich diese in „westlicher“ Sprache umfangreichste Auseinandersetzung mit besagtem Kulturgut? Auf Grund der pädagogischen Ausrichtung möchte ich sagen: an die Studierenden im weitesten Sinne. Alle neunzehn Texte sind philologisch sorgfältig aufbereitet: Original plus heutiger und „damaliger“ Umschrift; Hinweis zum Reim; die Übersetzung; Angabe bestehender Übertragungen im Deutschen; Textkritik; Ausführungen zum Inhalt, zur Autorschaft, zu den „handelnden“ Personen, zu Zeit und Ort der Abfassung und ausführlich zu literarischen Bezügen, bevor es neben anderem zu einer Gesamtdeutung kommt.

Alles in allem ist die Studie sehr reich an Überlegungen, die eine jeweils eigene ausführliche Diskussion verdient hätten. Damit wäre man dann ein Semester lang beschäftigt, besonders zur Problematik von Reim und Rhythmus bei der Übertragung ins Deutsche. Aber vielleicht könnten hier der Übergang zu einer chinesischen Literatur in deutscher Sprache und der Abschied von einer Philologie für Philologen beginnen?

Wolfgang Kubin

Anthony B. Chan: Li Ka-shing. Hong Kong's Elusive Billionaire.
Toronto: Macmillan Canada 1999. 251 S. ISBN 0-7715-7385-5

Vor vielleicht gut zwanzig Jahren meinte einmal der amerikanische Sino-loge Bill Nienhauser in Madison (Wisconsin) zu mir, es mache durchaus Sinn, ältere Bücher nochmals zur Hand zu nehmen und neu zu bedenken. In diesem Sommer (2020) fiel mir diese Sentenz wieder ein. Wegen Corona konnte ich nicht an die Universität Shantou zurückkehren und hatte meine dortige Studentenschaft *online* von Bonn aus zu unterrichten.

Besagte Universität ist ein Geschenk des Hongkonger Milliardärs Li Ka-shing (Li Jiacheng 李嘉诚, geb. 1928). Ich hatte u.a. sinologische Neuerscheinungen zu unterrichten. Warum also nicht endlich das Buch des Freundes Tony Chan vorstellen, welches mich seit dem November 1999 in meiner riesigen Privatbibliothek von Bonn-Holzlar erwartete?

Ich hatte von dem kanadischen Verfasser lange nichts gehört. Er hatte mir über die Jahre alle seine vier Werke zur Rezension zugeschickt, als da weiter waren: *Arming the Chinese: The Western Armaments Trade in Warlord China, 1920–1928* (1982); *Gold Mountain: The Chinese in the New World* (1983) und *Perpetually Cool. The Many Lives of Anna May Wong* [Huang Liushuang 黄柳霜] (1905–1961). (2003). Wir hatten uns 1974 in Peking kennengelernt, trafen uns danach noch zwei-, dreimal wieder, die letzten dreißig Jahre gab es lediglich eine kleine Korrespondenz. Unsere Themen waren dieselben geblieben: der Auslandschinese in einer nichtchinesischen Welt (hier Kanada) und Frau wie Mann im Vulkan des Feminismus. Das Internet erlaubte mir, Neuere von ihm zu erfahren. Es reichten zwei Klammern, um mich zu erschüttern: (1944–2018). Er war, wie ich nun nachlas, an verschiedenen nordamerikanischen Universitäten als Medienwissenschaftler tätig gewesen, ohne mir dies kundzutun, so dass zwischenzeitlich auch keine gemeinsamen Bekanntschaften aufgebaut werden konnten, die mich von seinem Ableben hätten informieren können. So hatte mir Li Ka-shing zu Hilfe zu eilen.

Jedes gute Buch hat zwei Themen, ein offensichtliches und ein geheimes. So auch hier. Wir meinen von einem Mann zu hören, der in Zeiten des Krieges mit seinem Vater, einem armen Schullehrer, vom

Festland (Chaozhou) 1940 nach Hongkong geflohen ist, um die zurückgebliebene Familie ernähren zu können, und darüber zu einem der reichsten Unternehmer der Welt aufstieg. Tatsächlich ist von Li Ka-shing wenig die Rede, wir erfahren von seinem (persönlichen) Leben nicht viel, wenn auch all die Stationen des wachsenden Reichtums detailliert aufgeführt werden: vom Fabrikanten für Plastikblumen zum Tycoon auf mehreren Gebieten. Stattdessen steht eher der Typus des Chinesen im Mittelpunkt, der sich von außen kommend in einer für ihn neuen Welt zurechtfinden muss. Zur Debatte steht das leidige Thema der Identität, hier: des Chinesen erst unter britischer, zeitweise unter japanischer, schließlich unter Pekinger Führung. Obwohl in Victoria (BC) geboren – der Großvater war 1887 eingewandert –, verstand sich der Verfasser stets als Chinese Canadian und engagierte sich stark in der Bewegung namens „The Asian Canadian“. Das ist insofern ein wenig verwunderlich, als sein Werk in vorzüglichem Englisch verfasst ist, aber sein gesprochenes (Hoch)Chinesisch, so wie ich es in Peking, Berlin und Hongkong mitbekam, eher als kümmerlich zu bezeichnen war. Wir schrieben und unterhielten uns folglich nur auf Englisch.

Das Buch stellt so – direkt wie indirekt – die Frage nach dem Sinn des Lebens. Das Motto des Li Ka-shing lautet: kaufen, etwas entwickeln, abstoßen. Und zwar auf allen Gebieten, ob Land, Häuser, Fabriken oder Medien. Er erscheint wie ein Dagobert Duck, der keine Minute rasten kann oder will, der seine Söhne früh zu Sitzungen mitnimmt, um sein Erbe zu sichern. Nur, um den Briten zu guter Letzt zu zeigen, dass er ihnen gleichkomme, sie gar übertreffe, mit dem Segen von Peking? Ja, es scheint so. Mr. ABC, so habe ich den Verfasser in meinen Gedichten für ihn genannt, steht eine Lösung jenseits der Materie vor Augen: Er fragt indirekt: Wer sind wir Chinesen, wir Einwanderer, wir Auswanderer, wir mit neuem Pass in der Fremde? Er hat dafür keine Antwort bei seiner meisterhaften Nachzeichnung der gesamten Geschichte Hongkongs. Doch vielleicht beschreitet sein Mr. Money (so nennt ihn seine Umwelt), der nie eine vollwertige Schulbildung genossen hat, mit seiner „Rache am weißen Mann“ den praktischen Weg, während er einen geistigen verfolgt? Und hier mag der eigentliche Wert der Studie liegen, die ansonsten oftmals ermüdend wirtschaftliche Fakten aneinanderreihet (vielleicht als Folge der Tatsache, dass der Autor nie seinen Gegenstand persönlich getroffen hat?).

So oder so hat mich das Buch tief berührt. Li Ka-shing steht am Ende seines Lebens, und bis zum neunzigsten Lebensjahr hat er nicht aufgehört, Geld zu verdienen. Ich befinde mich ebenfalls an einem Ende und produziere doch mit 75 weiter Bücher. Er finanziert, ohne dass er dies weiß, mit einer schönen Summe meinen Unterricht als Senior Professor an der paradiesischen Universität Shantou. In meiner Muße frage ich mich dort, was will ich unter den Bergen und an den Wassern mehr? Und wie wird er auf sich als Kantonese zurückschauen, der mit fünfzehn Hongkonger wurde und bis heute blieb?

Es ist dies die Frage nach der Identität, die Tony ein Leben lang beschäftigt zu haben scheint. Zuletzt drehte er Dokumentarfilme über Chinesen in der Diaspora. Ich habe sie zwar nie zu sehen bekommen, stelle mir aber vor, er handelte hier etwas ab, was er zusammen mit anderen vor bald fünfzig Jahren in seiner „neuen“ Heimat als Thema vorgegeben hat: Der (Ost)Asiate in einer bislang vom „Westen“ dominierten Welt.

Wolfgang Kubin

Heinrich Detering und Yuan Tan. Goethe und die chinesischen Fräulein. Göttingen: Wallstein, 2018. 164 S., mit 35 Abbildungen. ISBN 978-3-8353-3080-1

In Zeiten einer totalen Ideologisierung von Politik und Wissenschaft tut ein Buch wie dieses gut. Der Begriff Weltliteratur (S. 113-117), den Goethe im Kontext seiner dritten großen Rezeption von China 1827 aufgegriffen hat, bleibt sachlich stehen, ohne wie bei unseren amerikanischen Kollegen gleich mit bissiger Kennzeichnung als deutscher Imperialismus belegt zu werden. (1827? Da gab es weder Deutschland noch einen entsprechenden Imperialismus.)

Und vielleicht mucken ja auch die eifrigen Feministinnen auf, um sich über die Bezeichnung „Fräulein“ zu echauffieren. Nun, „Fräulein“ ist hier kein Ausdruck einer Männerphantasie, sondern die Übersetzung von *guifei* 贵妃: ehrwürdige Nebenfrau, und somit positiv belegt. Die Autoren demonstrieren deren Stärke.

Das Buch fällt uns sachlich aus den Händen eines deutschen, Heinrich Detering (geb. 1959), und eines chinesischen Germanisten, Yuan Tan (eig. Tan, Yuan, geb. 1975), in den Schoß. Wir dürfen dankbar sein, müssen wir uns doch nicht mit den zur Billigware verkommenen

Begriffen wie Sexismus, Faschismus, Rassismus etc. herumschlagen. In *Faust II* ist Goethe ein Kritiker des Kolonialismus etc.

Die Lektüre erschien mir zunächst nicht einfach, vielleicht war ich zu sehr „verdorben“ durch die mehrfache Lektüre des Buches zu Brecht und Laotse (2008), ein Meisterwerk unseres Göttinger Gelehrten. Doch der zweite Blick fiel mir leicht, ich hatte möglicherweise den ersten Eindruck verarbeitet.

Im Mittelpunkt steht der Zyklus „Chinesisches“, der auf die Lektüre der Anthologie (vielleicht 1790) *Baimei Xinyong* 百美新咏 (Neue Lieder von Hundert Schönen) in englischer Übersetzung (1814) zurückgeht. Texte von Frauen werden zu Texten über Frauen, mehr noch, sie wirken so „chinesisch“, dass ich sie manchmal mit Übersetzungen aus dem Chinesischen verwechselte! Goethe hat hier, wie die Autoren meinen, Weltliteratur praktisch umzusetzen versucht.

Man kann die vier großen poetischen Beispiele daher auch anders als historisch oder textimmanent lesen. Zum Beispiel den Vierzeiler auf die Konkubine Pflaumenblüte (Mei Fei):

„Du sendest Schätze mich zu schmücken! / Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt: / Seit ich entfernt von deinen Blicken, / Weiß ich nicht mehr was ziert und schmückt.“

Ein selbstbewusstes Persönchen, dieses Fräulein Pflaumenblüte, doch reflektiert sie nicht allgemein unsere menschliche Existenz von Aufstieg und Niederfall, von Nähe und Ferne, von Ich und Du, von Mann und Frau? In jedem Text steckt bekanntlich immer noch ein anderer Text!

Goethe ist mit seinen Nachschriften von chinesischer Frauenlyrik einmal mehr 1827 aus einer Krise (Tod der Charlotte von Stein) nach China geflohen, um sich dort „aufheben“ (S. 23, 25) zu lassen. Er hat damit ein Muster gesetzt, welches besonders in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts bestimmend wurde.

Wolfgang Kubin

Ha Jin. The Banished Immortal: A Life of Li Bai. New York: Pantheon Books, 2019. 297 S. ISBN 978-1-5247-4741-1

Das Buch macht traurig. Es lässt sich schwer aufklappen. Man muss es mit zwei Händen lesen; auf dem Tisch ausgebreitet fällt es in sich zu-

sammen. Es macht auch traurig, weil es den vielleicht größten chinesischen Dichter Li Bai (701–762) zum Getriebenen macht. Dieser ist in deutschen Landen eher unter alten Schreibweisen wie Li Po bekannt.

Sein Biograph trägt das Pseudonym Ha Jin (geb. 1956). 1985 ist er aus Harbin zur Promotion (1992) in die USA gegangen. Heute unterrichtet er Englisch und kreatives Schreiben an der Boston University. Der Leserschaft wurde er vor allem als vielfach ausgezeichnete Erzähler im „Westen“ bekannt. Der Autor ist also kein Sinologe, sondern ein Schriftsteller. Er stützt sich auf eine Handvoll Biographien, die alle jüngst in der Volksrepublik China erschienen sind. Natürlich wird auch die bislang einzige „westliche“ Studie *The Poetry and Career of Li Po* (1950) von Arthur Waley (1889–1966) gewürdigt.

Der Brite hielt nicht viel von seinem Gegenstand, unser Auslandschinese erzählt mit Wärme. Gleichwohl wird weiter eine wissenschaftliche Monographie im „Westen“ fehlen, was insofern erstaunlich ist, als fast alle großen chinesischen Autoren aus drei Jahrtausenden in deutscher oder englischer Sprache hinreichend, d.h. zwischen zwei Buchdeckeln, erarbeitet worden sind.

Die Stärke der chronologisch angeordneten Ausführungen liegt in dem ästhetisch wohltuenden Ton. Das Buch liest sich gut, ich konnte es kaum aus der Hand legen. Seine Schwäche besteht im Mangel an einer Zuspitzung der Erkenntnisse zu unserem Dichter. Ha Jin hat keine Gedanken, keine eigene Meinung, er zieht kein Fazit, er ordnet Li Bai weder in die Zeit noch in die Literaturgeschichte ein. Er bietet keine übergreifenden Themen, er reiht kurze Kapitel mit biographischen Überschriften aneinander. Dabei schmückt er aus, er lässt den Poeten lachen, weinen, jubeln, aber woher will er das wissen?

Gleichwohl zeichnet das Werk ein roter Faden aus: Von Kapitel zu Kapitel wird Li Bai als Zerrissener gezeigt, zerrissen zwischen wechselnden Heimstätten und der nahen wie fernen Fremde, zwischen nie erreichtem Staatsamt und der Sehnsucht nach taoistischer Einsiedelei. So oder so wird die Reise mit einem Diener zur Lebensform: Die Treffen mit den Freunden und mit den Beamten garantieren im ganzen Land Unterkunft, Essen, Ruhm und Handgeld bei der Ab- und Weiterfahrt. Die Familie kann schließlich ernährt werden, dank Ackerland in Shandong, welches verpachtet wird. Die Familie: aus erster Ehe eine Tochter

und ein Sohn, aus den zwei wilden Ehen – wie damals für einen Witwer üblich – ein weiterer Sohn, eine zweite Standesehe mit einer Taoistin.

Über die Herkunft des Li Bai ist lange gerätselt worden. Erst in jüngster Zeit scheint mehr Klarheit zu bestehen. Er stammt aus dem heutigen Kirgisistan, weshalb er über Fremdsprachenkenntnisse verfügt haben muss, wie er sie am Hofe demonstrieren konnte. Die Mutter mag nicht unbedingt „chinesisch“ gewesen sein, der Vater wohl eher. Dieser war ein erfolgreicher Kaufmann, der sich die Seidenstraße ab dem heutigen Jiyangou in Sichuan zunutze zu machen wusste. Die Familie zog fünf Jahre nach der Geburt von Li, dem Zwölften (in der Abfolge), dorthin, weshalb der Dichter gern mit besagter Provinz in Zusammenhang gebracht wird. Aufgrund des Reichtums genoss der junge Li Bai eine gute Ausbildung, ehe er sich mit 18, vom Vater gut bestückt, auf den Weg in die nahe und weite Ferne begab. Auch dies war Teil einer Erziehung, denn junge Leute hatten sich in der Welt bekannt zu machen und Ausschau nach einer guten Anstellung zu halten. Vielleicht war es nicht nur sein hitziger Charakter, sondern vielmehr seine Herkunft, die ihm bis auf kleinere Posten seiner Karriere einen Strich durch die Rechnung machte.

Ha Jin bebildert seine Biographie mit Gedichten, deren prosaische Übersetzung vom Original begleitet wird. Er bietet kaum eine Deutung. Trotzdem wird der Tenor klar: Ein großer Mann, der für die Familie und für seinen Traum, Beamter zu werden, nie zur Ruhe kommt und zum Schluss in seiner letzten Heimat Xuancheng (Anhui) allein und ohne genaues Todesdatum stirbt. Seine hinterlassenen gut tausend Poeme und Essays machen seinen damaligen Kompilatoren gemäß nur den zehnten Teil seiner Werke aus.

Wolfgang Kubin

Windgeflüster: Chinesische Gedichte über die Vergänglichkeit, übertragen von Thomas O. Höllmann. München: Beck 2013. 118 S. ISBN 978 406 65345 2. **Unzertrennlich, sorglos und verrückt: Chinesische Gedichte über die Freundschaft. Chinesisch-Deutsch, ausgewählt und übertragen von Thomas O. Höllmann.** Göttingen: Wallstein 2019. 160 S. ISBN 978-3-8353-3589-9

Die chinesische Dichtung war einmal eine Domäne der deutsch(sprachig)en Sinologie. Mit dem Tod von Alfred Hoffmann

(1911–1997) und Günther Debon (1921–2005) sind gleichsam die „Väter“ in die Geschichte zurückgetreten. Und mit der Pensionierung von Volker Klöpsch (1948) sind gleichsam die „Söhne“ von ihren olympischen Kanzeln herabgetreten. Seitdem findet in deutschen Landen fast nur noch außerhalb der Universitäten eine Auseinandersetzung mit der traditionellen chinesischen Literatur statt. Zu denjenigen, die sich dem Erbe verpflichtet fühlen, gehört auch der Emeritus der Universität München, Thomas O. Höllmann (geb. 1952).

Ihm gelingt mit obigen Übersetzungen ein neuer Ton. Und darin sehe ich das Besondere der beiden Ausgaben. Höllmann konzentriert sich vornehmlich auf das Mittelalter (220–960) und die frühe Neuzeit (960–1279). Er zieht eine sparsame Übertragung vor, er verzichtet nämlich auf jegliche Floskeln und Füllsel. Und da seine Zeilung der Poeme nicht dem Original folgt, wirken die Texte oftmals wie „moderne“ Gedichte aus dem neuen Europa. Man darf sich also nicht von dem Blumentitel „Windgeflüster“ oder der trockenen Charakterisierung von Freundschaft als „unzertrennlich, sorglos und verrückt“ täuschen lassen. Die Verse haben es in sich. Es würde mich nicht wundern, wenn ihre Verdeutschung unter dem Einfluss des Münchner Dichters Michael Krüger (geb. 1943) erfolgt ist. Diesen habe ich immer wieder als Poeten der Song-Zeit (960–1279) bezeichnet. Was ist der Zusammenhang? Die Alltäglichkeit von Gegenstand und Sprache. Diese hatte schon Bertolt Brecht (1898–1956) im Falle von Bai Juyi (772–846), gleichsam ein Vorläufer, begeistert. Die Literati wurden nicht müde, von der Leiblichkeit zu schreiben (Windgeflüster, S. 82: Abtritt).

Beide Bände werden von Nachworten begleitet, die sich gelegentlich überschneiden, sowie von nützlichen Materialien. Sie sind für Laien gut verständlich, für die Fachwelt werfen sie Übersetzungsprobleme auf, die nicht gut lösbar sind. Wie übersetzen wir das Zeichen *jiu* 酒? Gewöhnlich mit Wein, was stimmen mag, da seit der Han-Zeit (206 v.–220 n.Chr.) Trauben bekannt waren. Ich habe mich in der Vergangenheit manchmal wohl für „Schnaps“ entschieden, was nicht immer angemessen sein dürfte. Unser Meister schlägt konsequent „Bier“, ja einmal gar genial „das alte Märzen“ für *laochun* 老春 vor, was der Sache gerecht wird, aber leider komisch klingt. Oder wie verfahren wir bei meinen Lieblingszeichen *chou* 愁 und *bei* 悲? Da fällt dem Präsidenten der Bay-

erischen Akademie der Wissenschaften vieles zur Betrübnis des Menschen ein. Wir wollen dies hier nicht aufzählen.

Wer sich in die Übersetzungen vertieft, wird gutes Deutsch lernen, denn unser Kollege wartet mit vielen ungewöhnlichen Wendungen auf, die mir als Übersetzer noch nicht eingefallen sind. Auch gut, denn Lesen soll Lernen sein.

Wolfgang Kubin

Blicke auf Berge: Chinesische Berglandschaften in Holzschnitten aus dem 17. Jahrhundert, mit erläuternden Bemerkungen von Hans Stumpfheldt. Gossenberg: Ostasien Verlag, 2012. xxxvi + 215 S., mit 110 SW-Abbildungen. ISBN 978-3-940527-50-2

Der Autor, Hans Stumpfheldt (1941–2018), bescheidet sich in seiner „Vorbemerkung“ wie ein Chinese. Dies sei ein kleines Buch, aber was der einstige Hamburger Sinologe aus den hier vorgestellten 55 Holzschnitten herausholt, ist beträchtlich.

Die wichtigste Erkenntnis für mich war die These, der chinesische Holzschnitt sei trotz seiner Bedeutung bislang wenig erforscht worden. Vielleicht hängt dies ja mit dem ersten Eindruck zusammen, welchen in unserem Fall die Sammlung Mingshan Tu (Berühmte Berge, bebildet) aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts auf uns macht. Die berühmten Berge, die wir vielleicht schon erklommen haben, kommen schlicht und unauffällig daher. Erst der oftmals lange Kommentar des damals 71jährigen erschließt uns den geistigen Hintergrund. Wir können hier im besten Sinne von einem „ABC des chinesischen Holzschnitts“ sprechen.

Mit der chinesischen Ästhetik der Song-Zeit (960–1279) im Hintergrund könnte man zur Deutung das Paar von Fülle und Leere einbringen. Das Karge der „geschnittenen“ Landschaft birgt in sich alle Möglichkeiten. Wir kennen aus der Moderne die flapsige Bemerkung, ein Bild auszumalen sei Faulheit, nämlich Faulheit des Denkens. Das Denken hat der Künstler seinem Kommentator überlassen, wenn auch wie üblicherweise nicht etwa einem Chinesen, sondern einem Deutschen.

Seinen Interpretationen stellt der Verfasser eine Betrachtung der chinesischen Landschaft voran. Dabei entwickelt er zehn Prinzipien. Diese beginnen bei der Natur des Philosophen (Konfuzius) und enden bei der

Vorstellung von Reise als Reise (Xu Xiake, 1586–1641). Dazwischen bilde sich das Individuum heraus, welche Berge und Wasser nicht mehr als Hintergrund der Kunst brauche, vielmehr verlange der Mensch immer mehr nach seiner geistigen Teilhabe an Himmel und Erde.

Da uns Europäern die Abbildungen alle „gleich“ vorkommen mögen, empfiehlt der Meister aus Hamburg statt einer systematischen Lektüre das Blättern (S. X). Ich habe mir die Berge zur Richtschnur meiner Tätigkeit gemacht, die ich in den letzten Jahrzehnten einmal bestiegen hatte. So begann meine Reise in die Vergangenheit und auch meine Reflexion: Viele der hier spärlich „gezeichneten“ Massive habe ich nicht selten ähnlich gesehen. Zuerst an den Ming-Gräbern bei Peking, zuletzt auf dem Tai Shan. Sie waren nicht immer von Pavillons und Terrassen verschönt. Sei es, dass die Zeiten ihre Zeichen oder die Kriege ihre Spuren hinterlassen haben. So zum Beispiel beim Pan Shan (Serpentinenberg) zwischen Peking und Tianjin. Der Aufstieg führte durch einen Wald und endete nach etwa drei Stunden beim einzig verbliebenen renovierten Kloster auf der Spitze. Einsiedler, Literaten und drei Mandschu-Kaiser habe es hierhergeloct. (S. 8f) An ihre einstigen Freuden erinnert uns heute ein deutschsprachiger Kommentar.

Berge wie der Huang Shan, die einmal mühselig zu besteigen waren, sind heute für den Touristen zubereitet. Er wird nicht erstaunen, wenn er hört, dass Li Bai trunken vor Ort um einen Felsen getanzet sei und dabei gesungen habe (S. 26). Ich aber schon, denn der Gelbe Berg ist so schön wie gefährlich, wenn man ihn zu Fuß erklimmt und sich nicht einer Seilbahn bedient. In einem angeheiterten Zustand würde ich mich niemals hinaufwagen. Ähnlich ist es mir mit dem Wutai Shan ergangen. Er war mein erster 3000er und wird mein letzter bleiben. Nur ein Bergfreund wird hoch über dem Tal einsam Schnee auf der Fünften Terrasse im August entdecken können. Jeder andere hat zu diesem Buch zu greifen und sich zurückzuziehen. Meditierend wird er schließlich wie auf hohem Gipfel die Augen schweifen lassen, um mit dem Weiß eines zu werden. (S. 132)

Und eben hierin mag der Sinn der Lektüre liegen, welche eine weite Reise erlaubt, ohne auf gefährliche Reise sich begeben zu müssen.

Wolfgang Kubin

minima sinica, das sind die „kleinen Dinge, China betreffend“. In diesem Sinne beleuchten die Beiträge dieser Zeitschrift, die Wolfgang Kubin im Jahr 1989 ins Leben gerufen hat, „Things Chinese“, diverse Aspekte der Geistes- und Kulturgeschichte des vormodernen und modernen China. Ermutigt seien dabei gerade auch kleinere, auf den ersten Blick vielleicht als „unwichtig“ erscheinende Aspekte, die dem „größeren Ganzen“ aber doch ein wichtiges Mosaiksteinchen hinzufügen, Kleinodien eben. Der Ansatz sollte dabei, welche Methode auch immer gewählt wird, stets wissenschaftlich präzise sein, es darf aber gern mit einer Prise Humor und Esprit gewürzt werden. Übersetzungen literarischer Texte aus dem Chinesischen sind sehr willkommen, ebenso wie Rezensionen zu Büchern mit Chinabezug. Angenommen werden Texte in deutscher und englischer Sprache.

ISSN 0936-5419



OSTASIEN Verlag
www.ostasien-verlag.de